

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 138

Mittwoch, den 30. Juni

1920

Meerkatz.

Roman von
Fedor von Zobeltitz

Nachdruck verboten.

„Das ist wirklich nicht nötig, Božo. Laß mir deinen Dogmat anspannen, dann fahre ich selbst. Wenn wir Dienstadt reisen wollen, habe ich noch zu paden.“
„Nichtig!“ rief Preysing lebhaft, „darüber haben wir noch gar nicht gesprochen. Ich schlage vor: nämlich der das Nötigste mit und laß alles übrige auf der Frachtwege nachkommen. Das Haus in Preysingshof ist nicht groß, aber ein paar hübsche und wohnliche Zimmer stehen für dich bereit. Schau sie dir erst an, dann kannst du sie dir immer noch durch dein eigenes Mobilkar verordnen.“

„Gut“, erwiderte Anita, „ich stelle meine Sachen solange auf den Speicher und fertige eine genaue Liste an, so daß ich nur zu schreiben brauche, was ich haben will.“

„Wie ist's mit deiner Jose? Soll sie dich begleiten? Ich weiß nicht, ob Tante Te genügend weibliche Dienerschaft besitzt, und du wirst verwaht sein.“

„Nein, ich bin nicht verwaht. Trotzdem — ich habe eine Bitte, Vater...“ Sie sagte zum erstmal „Vater“.

Es kam etwas schwerfällig heraus, aber sie lächelte dabei unter niedlichem Eröten... „Also ja, eine Bitte. Ich möchte die Nanni mitnehmen. Das ist meine Nichte, meine jetzige Milchmutter, Frau Sanzer, eine treue und zuverlässige Person, die mit Jose, Diener, Köchin, Haushofmeister und Kostantsskone erhebt. Darf ich?“

„Aber selbstverständlich. Wir werden schon Platz für sie schaffen.“

„Sonn' baue ich an“, sagte Anita.

Preysing' Lichte leicht und lachte dann... „Schon, baue du auf!“ rief er. „Einen Turm, einen Fingel oder ein Stodwerk?“

„Vielleicht keines von alledem. Aber ernsthaft: ich habe schon daran gedacht, ob ich mir nicht irgendwo in deinem Park ein kleines Stodhaus errichten lasse. Das ist schnell gemacht — und dann können wir uns gegenseitig gar nicht. Dann komme ich auch der Tante Te nicht in die Quere.“

„Das wird irgendwie nicht gehen, liebes Kind“, sagte Brothausen ernst. „Ich bin gewiß, daß die Gräfin Kemischeid dich mit offenen Armen willkommen heißt.“

„Ich hoffe es wenigstens“, sagte Preysing hinzu. Er hatte seine eigenen Gedanken; es fiel ihm schwer auf das Herz, daß er der Tante von allen den neuen Geschichten noch keine Mitteilung gemacht hatte.

Anita legte ihre Hand auf den Arm Brothausen's; er spürte den Druck ihrer Finger wie ein Zeichen der Belohnung.

„Und wenn die Gräfin auch noch so liebenswürdig und zuvorkommend ist, Božo“, sagte sie, „— ich bin ihr vorläufig ein Fremde. Angenommen —“ einen Augenblick pauserte sie und fuhr dann schneller fort: „Angenommen bin ich an Selbstständigkeit gewöhnt und möchte sie mir erhalten.“

„Das ist berechtigt“, entgegnete Preysing ohne weiteres.

„Acht, ich gehe, du gefällst mir immer mehr. Bau dir, wenn du willst, ein Schloß oder eine Stodhütte — der Paß ist groß.“

„Ich danke dir“, erwiderte Anita, „und zwar aufrichtig. Sieh, es ist immerhin Monate, die ich bei euch verlebe. Und ich habe das Empfinden, ein etwas schwerfälliger Gast zu sein. Meine Anwesenheit ist nicht groß — auch wenn mein Herz es anders möchte. Da halte ich es schon für besser, nicht Stunden für Stunden aufeinander angestrichen zu sein.“

zue graunlose Zerrung anmatten, die Wohlthat der Entfaltbarkeit vom Trinken zu prüfen. Es gibt ja doch nichts Kostlicheres als den verführerischen Genuß durch einen frischen Trank zu erquiden. Gleichwohl weiß ein jeder, daß es klug ist, in der Zeit der großen Hitze dieses Trankbedürfnis nur mäßig zu befriedigen. Man soll nur schlußweise trinken und vor allem zu kalte Getränke vermeiden, zumal, wenn der Magen leer ist. Aber die niedrige Temperatur des Getränkes ist nicht die einzige Gefahr, die den Durstigen bedroht. Eine nicht minder wichtige Rolle spielt daneben das Quantum der Flüssigkeit, das man dem Körper zuführt. Wenn der Magen dabei voll ist, so wird die Verdauung in gewisse Sinne unterbrochen, da die Verdauungshilfe infolge ihrer geringen Verdünnung nur noch mit außerordentlicher Vorsamtheit ihre Tätigkeit ausüben. Die Folge ist, daß die Nahrungsmittel über die Gebühr lang im Magen verweilen. Das kann zu allerlei Unzutuglichkeiten, wie Verstopfung des Pfortader, Schwindelanfällen und Störungen der Magtrache führen. Ist der Magen andererseits leer, so folgt die Einführung großer Flüssigkeitsmengen in die Eingeweide eine rasche Aufsaugung durch die Darmgefäße in die Leber. Die rasche Verflüssigung wird durch die Gänge mit einem Uebermaß an Flüssigkeit überflutet, was zu einer außerordentlichen Erweiterung der Pfortader führt und die Veränderungen des Herzens herbeiführt, die man an starken Trinkern beobachtet.

Es empfiehlt sich demnach bei großem Durstgefühl nur schlußweise zu trinken, zunächst auf kalte Getränke überhaupt zu verzichten und den warmen, die den Durst viel nachdrücklicher löschen, wenn sie auch bei dem Trinker nicht das Wohlbehagen auslösen, den Vorzug geben. Es gibt a freilich Fälle — hierzu gehören vor allem gewisse Störungen der Nieren- und Harnstoffigkeit — in denen der Arzt die Zuführung größerer Mengen von Flüssigkeit verbietet. Aber diese Fälle sind verhältnismäßig selten und keineswegs so häufig, wie die Umstände, unter denen er sich genötigt sieht, den Flüssigkeitszufuß zu beschränken. Hier sind zunächst die Magentranke zu erwähnen, bei denen die Einschränkung vor allem am Plage ist. Aber auch hier gibt es eine Grenze, da dem Organismus unbedingt im Laufe von 24 Stunden 1500 Gramm Flüssigkeit zugeführt werden müssen, die er braucht, um die durch die Verdauung und den Schweiß ausgehende Feuchtigkeit zu ersetzen. Es handelt sich für die Kranken also in erster Linie darum, dieses unabweisbare Trankbedürfnis außer Acht der Möglichkeiten zu berücksichtigen. Auch bei den Kranken ist die Entziehung der Flüssigkeitszufuhr anzuraten. Ganz besonders empfiehlt man die Durstkur, neuerdings aber zur Behandlung katarrhalischer Zustände, bei chronischen Schnupfen und Bronchialasthma. Man hat hier durch rasche Entziehung der Flüssigkeitszufuhr außerordentlich gute Ergebnisse erzielt. Aber angenehm sind diese Entziehungskuren dadurch nicht. Am allerangenehmsten in der heißen Jahreszeit. Um die Sache etwas erträglicher zu machen, ist man bemüht, durch Verbindung von erwärmten Wasser die Luft des Krankenzimmers mit Feuchtigkeit zu versorgen. Borsäure Neukulate hat man mit dieser Durstkur auch bei nicht zu stillenden Durstkräften, vor allem beim Durchbruch der Säuglinge erzielt.

Die deutsche Krankheit.

Von

Dr. Eduard Herold (Hof a. d. Saale).

Wer die Krankheit kennt, die ihn bedauert, ist halb geheilt. Seit unserer Verträge, als da sind Völkerverträge und Volksmeinungen und Hage und Ehrlifer, die Diagnose der deutschen Krankheit zu finden. Mit deutscher Gründlichkeit fordern sie den Heiler des Reiches für sich, prüfen die schwachen Verträge. Ich hätte das bejagte Haupt und sprechen: „Die deutsche Krankheit ist die Zerrennung in Parteien und Gruppen, die in gegenseitiger Verachtung die Kraft des Volkes, die Weltkrieg und Stodade noch übrig ließ, vergehen.“

Gewiß ist diese Diagnose richtig, aber der Keim der Krankheit ist tiefer. Nach der ungeheuren Kräfteanstrengung im Weltkrieg kam das alte Erbübel wieder zum Durchbruch: die Willenslosigkeit. Sie ist der Wahn im Gleich das deutsche Volkes, auch unter Größter, Goethe, war nicht frei von ihr.

Es ist, als hätte sich die Kraft des deutschen Volkes in einzelnen historischen Erscheinungen erschöpft. Der Welt-

ist Schwäche, Geist, die Welt, aber rein Zotte. Die weltenschwäche als Volkstrankheit ist der Furch des deutigen Volkes. Darüber kann auch der preussische Geist der jetzigen Jahre, der Weltgeschichte „mit Blut und Eisen schmiedete“, und das überaltete Kraftmeierium der Junker-Radottieri vor dem Weltkrieg nicht hinwegtäuschen. Beides waren Verfüge, die Krankheit der Willenschwäche zu bekämpfen, das Erbübel selbst blieb.

Und nach dem Zusammenbruch brach es hervor mit gesteigerter Heftigkeit. Wir alle litten und leiden darunter, oft ohne den eigentlichen Krankheitskeim zu kennen. Auch im neuen Deutschland wird viel und klug gebacht. Die Zahl der Theorien, der Ansichten ist noch größer geworden. Aber wir gleichen dem Heiden Jean Pauls, der drei Seelen, aber keinen einzigen Willen hatte.

Unsere Lage ist schwer, aber nicht verzweifelt. Nur müssen wir die Brücke vom Denken zum Handeln schlagen, und sie führt über einen breiten Strom. Wer wird dem deutschen Volk die Kraft zum Willen schenken? Ein Staatsmann? Ein Künstler? Ein Dichter? Gleichviel. Er wäre kein Erlöser aus Not und Ohnmacht.

Ein Kostbares hat die Zeit der tiefsten Entregierung dem deutschen Volke gebracht. Die Bereitschaft sich von seinem Erbübel, der Willenslosigkeit heilen zu lassen. In Städten und Märkten, vom Arbeiter wie vom Bürger kann man es hören. Denn in der tiefsten Not hat Deutschland sein Erbübel erkannt, das ihm in Zeiten ungeheuren Glanzes verborgene blieb. Und wer die Krankheit kennt, die ihn bedauert, ist halb geheilt.

Literatur.

Alle Wege zu dir selber. Novellen von Kurt Friedberger. „Wila“, Wiener Literarische Anstalt. 1920. Wien-Berlin.

Der nachdenkliche Titel faßt sechs form schöne Novellen zum Kraus, deren jede in Bau, sprachlicher Gestaltung und Stoffwahl als vollendetes Beispiel dieser Kunstgattung dienen kann. Grundverschieden an Zeit und Ort der Handlung eignet ihnen dennoch ein tiefinnerer Zusammenhang. Sie lehren, wie jedes bedeutungsvolle Ereignis unseres Lebens seinen Zweck dadurch erfüllt, daß es zur Selbstverwirklichung des Erlebenden beiträgt. Aus geistigem Inhalt wächst Schönheit der Form. Da ist namentlich die Novelle mit dem geheimlichen Namen „Wespräch in der Nacht“, die an Geschlossenheit und Kraft nur unter dem Besten ihrergleichen findet. Schönheit eines Einmalen hebt zu erzählen an. Das tote Brügge tut sich als atimmungsvolle Bühne. Schwermüdigkeit und Morbanfälle klingen unheimlich an, mit einem Male sind wir hingeworfen in furchtbare Gefährden, lernen wir die Unersättlichkeit jedweder Sehnsucht. Die Erzählerkunst des Verfassers bewährt sich aber nicht allein im Tragischen: Humor und bittere Ironie wie namentlich in der höchsten Satyre auf überfeinertes Wiener Herrertum „Die Schauspielfrau“ erfreuen nicht minder an diesem Buche, das sich in Inhalt und technischer Ausstattung würdig den bisherigen erfolgreichen Veröffentlichungen der „Wila“ anreicht.

Demokratie und Volksgewissen. Von Walter Kamper. Verlag der Frankfurter Sozialdruckerei, Frankfurt a. M., 1920.

Die kleine Schrift „Demokratie und Volksgewissen“ gibt aus der Feder des Mediziners Kamper Betrachtungen über staatspolitische Grundfragen. Kamper sieht auf dem Boden der Demokratie. Er vertritt sie mit Wärme und Temperament, trotzdem — aber diesellst gerade deshalb — ist er ein lächelnd-sarkastischer Analytiker. Seine beiden Aufsätze über Demokratie sind feingehobene, durchaus politisch-wissenschaftliche Betrachtungen, die Wesen, Ziel und Art der Demokratie ebenfalls gründlich wie überichtlich erläutern. Seine drei Aufsätze über den Volksgewissen, die in engem Zusammenhang mit den Aufsätzen über die Demokratie stehen, betrachten das Wesen, des Volksgewissens nicht vom psychologischen, philosophischen, sondern vom staatspolitischen Standpunkt aus, auch sie sind rein politisch. So wird hier — politisch allerdings nur — auch das Wesen des Volksgewissens in überzeugender, wissenschaftlicher Weise dargelegt. Selten ist über die Demokratie und den Volksgewissen so sachlich und lehrreich geschrieben worden wie hier.

Maxim Feuchtwanger.

In bestehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 67
Telefon 4520.

„Ganz meine Ansicht“, rief Preysing. „Das Aneinander Neben erschwert nur die Situation. Uebrigens kommt es bei der Tante Te entgegen. Sie ist auch mehr für Wohlgefallenheit als für Reiz und Gilt. Nun, mein Herz, wir werden schon gute Kameraden werden! Klar, mein Herz mit den Liebdesa-“

Sein Gesicht war gerötet, Weinbunst kam von seinen Lippen. An seinem weißen Bart hing noch der Rauchgeruch der Zigarre. Als er seinen Arm um ihre Schulter legte, empfand sie einen starken Widerwillen gegen ihn. Sie ließ sich ungern fassen, auch von ihrem Bräutigam. Noch nie hatte ein Männerhild ihr Sitze gegeben. Dermal aber mußte sie Mut fassen. Am liebsten hätte sie den Mann, der groß und stark in seiner herrschenden Kraft vor ihr stand, mit beiden Händen zurückgeschoben.

Sie tat es nicht. Sie dachte an die Zukunft und lächelte ihr.

Zweites Buch.

Tante Te war heute früher aufgestanden als sonst. Es war kaum fünf Uhr und ein leichter Neulenzgen mit verhängtem Himmel und stierenden Nebellappen über den Wiesen.

Der Verantwortliche eines Schlaftrodes hatte Tante Te sehr langem entzagt. Wer sie zum erstmal sah und in ihre kostlichen Eigenheiten noch nicht eingeweiht war, hätte sie in der Verblüffung des Einbruchs vielleicht gar nicht für ein weibliches Wesen gehalten. Sie trug eine Flauschoppe mit Hornbüschel, die und weit und aber die Taille hängend, dazu einen raffraunen Rock aus Hausegemittet deckem Bauernfoper, der kaum bis zu den Knöcheln reichte und die hohen dickhohlen Stiefel sehen ließ. Das graue Haar war zum jammern gerollt und aufgestekt und verdammt dillig in dem dunklen Hüßhut, der bis über die halben Ohren gegogen war; unter der Krone war ein kleines, faltentreiches farblofes Oval sichtbar: eine Salonnae, ein schmaler seiner Mund und ein Paar gute blaue Augen, die noch immer ungemein klar sahen und auch auf der Suche im Walde seiner Blicke durch durften.

Das war die Gräfin Te. Emma Kemischeid, genannt Tante Te, auf einer Reife ihrer Elite n eigentlich nur verheerlich, weil viel zu früh, in Bologna geboren und auf den Namen einer berühmten italienischen Sängerin geauft, die damals im gleichen Hotel wie die alten Kemischeids wohnte und mit der ihre Mutter sich im Wochenbett angefreundet hatte.

Das war Tante Te: gleichsam vorherbestimmt zur alten Jungfer, weil sie mit der Aufrichtigkeit ihres Weisens und ihrer originellen Großheit alle Männer erdreckte — vielleicht auch, weil ihr nur eine mangelhafte Mitgift zu ehen war. Jüngere die Jüngereideit ist man ihr auch mit ledig Jahren nicht an. Ich mein — ihrem ganzen Körper zum Trotz war sie von erfrischender Deibelheit: was von früh bis spät auf den Weisen, ging auf die Jagd, ratterte auf ihrem kleinen Selbsthader in den Feldern über, flaute durch die Ställe; kümmerte sich um alles, schnauzte die Hasen an und bewachte die Kranten und griff mit eigener Hand recht energisch zu, wo es ihr nötig erschien.

Das also war Tante Te: „Frau Gräfin“, wie sie sich nennen ließ, obwohl die Myrte der Fräulichkeit nie ihren Schmel geschmückt hatte. Aber da sie als eingetragene Mitstade aus Neuhorn Anspuhr auf den Titel Frau hatte (das war gesehlt geduldetes Sitte), so ließ sie sich auch so anreden.

Sie stand noch in ihrem Schlafzimmer, das oberhalb der Petant lag und in seiner verarmten Dürftigkeit alles



... war, als das Gesicht einer verstorbenen Dame. Eine große, wasserhelle Zehnwanne mit zwei Schwämmen bildete den Mittelpunkt: eine eiserne Bestelle stand an der einen, ein Kleberglas an der gegenüberliegenden Wand; an einem Fensterbrett hing ein kleiner Fingerring: vor ihm löst sich Tante Te — aber es ging immer sehr rasch. Jetzt nahm sie den Spiegel ab und ließ das Fenster auf. Ihre Rosenlilien wickeln sich in der ihr entgegenstehenden Morgenluft. Ein früher Tag; es konnte auch Regen geben, den brauchte man. Sie nickte zufrieden.

Aber die Zufriedenheit hielt nicht an, als sie den Brief nahm, der auf ihrem Nachttisch lag. Er war gestern am späten Abend durch Eilboten eingetroffen und hatte ihre schlaflose Nacht gebracht. Erst gegen Morgen war sie ruhiger geworden; sie wachte nun, was sie zu tun hatte. Sie faltete den Brief zusammen und las ihn in der Tasche. „Wiedersänger Bengel,“ murmelte sie dabei.

Dann stieg sie die Treppe hinauf, die in das erste Stockwerk des Hauses führte, und schlug hart mit dem Klopfer auf das in der Ecke hängende Gong. Augenblicklich wurde ein unterirdisches Schlurren und Laufen hörbar, und hierauf erkante noch andere Ende der Souterraintreppe eine ängstlich fragende Stimme in trübendem Alt: „Frau Gräfin — ? ... Ach du lieber Herrgott, was ist denn passiert?“

„Ma, was soll denn passiert sein, Kasmussen? Wenn ich um eine Stunde früher aufstehe, braucht doch noch lange nichts passiert zu sein.“

„Ich dachte man bloß, Frau Gräfin,“ rief wieder der trübende Alt aus den tieferen Regionen — „es ist ja doch erst fünf!“

„Wenns drei wäre, bräuchten Sie sich auch nicht so fürchterlich zu verwundern. Sagen Sie mal, Kasmussen, Sie können wohl eben erst aus den Federn?“

„Aber, Frau Gräfin, ich habe schon vor vier Stunden Mehl und Butter rausgegeben. Es soll ja gebaden werden.“

„Schiden Sie mit meinen Te auf die Beranda. Und dann hören Sie zu, Kasmussen: ich will Sie sprechen, ebenso den Inspektor und den Bogt und Fräulein Triebel. Wenn Fräulein Triebel noch im Bette liegt, wachen Sie sie.“

„Schön Frau Gräfin. Die wird wohl noch schlafen.“

„Wehe. Sie sie!“ rief Tante Te nochmals mit verstärkter Stimme.

Dann trat sie aus dem Dämmerlicht des Vorraums auf die Beranda, wo ihr ein großer rotbrauner Hünerhund und ein Tadel schwarzwedeln und unter begrühenden Klaffen entgegen sprangen.

„Ruhe, Kinder,“ sagte die Gräfin. Sie blieb einen Augenblick auf dem ersten Treppenaufgang der Beranda stehen, die rechte Hand auf dem Kopfe des Hünerhundes und mit der Linken den bestigen Liebslungen des Dadeles wachend, der unter posthischen Sprängen Klettererläufe an ihrem Kleide machte. Sie schaute in den Park, und da fühlte sie, wie ihr Herz sich langsam zusammenzukampfen schien und ein unendliches wehes Gefühl in ihr aufstieg. Sie hatte dies hübsche kleine Nest liebgehabt, und das Scheiden wurde ihr schwer.

„Man muß wenigstens so tun, Kasmussen, sonst verloben die andern. Aber es ist auch von wegen dem Briefe, der Sponholz gestern abend gebracht hat. Ich mußte ihn erst überschlagen, weil er allerhand Neues erzählt. Also — am Dienstag kommt der gnädige Herr.“

„Am Dienstag!“ ... Der Schürzenzipfel der Kasmussen glitt über die Augen.

„Bloß nicht heulen, Kasmussen — ich bleibe auch trocken wie ein Dörrapfel.“

Die Schärze fiel wieder. „Ob er mich nun wiedererkennt? Krusthahn Jahr hab' ich in Ober-Wittersdorf gesehen und länger als zehn ihn nicht zu Gesicht gekriegt. Das letzte Mal, ach, gnädige Frau Gräfin — na, ich sage schon lieber gar nichts.“

„Es ist auch besser, Kasmussen, was soll man denn noch viel sagen. Geföhliches ist geföhliches, und von einem Wieder-gutmachen wird auch keine Rede sein können. Nämlich, und bringt sich ein Kind mit.“

Te in das Gesicht; aber es tat ihr nichts — die Hand wischte nicht einmal die Feuchtigkeit von den Wangen. In dem niedrigen Eichenholztisch, das den Park nach der Dorfsseite zu begrenzte, blieb sie eine Minute stehen. Freyingshof war eigentlich kein Dorf, sondern ein Vorwerk, das der Großvater Wilts, der noch auf Ober-Wittersdorf sesshaft gewesen war, begründet hatte. So umhüllten denn nur wenige, durch Bienenland und Obstgärten getrennte Häuser den Anger, der leblos datag und wie ausgeföhren. Jetzt aber begann ein Hund zu läffen, und die beiden Röter Tante Tes antworteten sofort und sprangen neugierig den Zaun entlang. Freie; hinterher schritt ein humpelnder alter Herr, der einen großen leeren Kartoffelsack wie einen Mantel um die Schultern gehängt hatte; der Schäferhund, ein weißgottiger Spitz, war rasch in weitem Bogen, unaufhörlich läffeln, die kleine Herde. Nun geierten die beiden Röter der Gräfin (sie hießen selbstverständlich Sektör und Mäme) ganz außer sich vor Erregung, denn der Spitz war ihr Todfeind. Der Spitz hatte auch den besenden Gegenlat gehäht; er fuhr mit Mühseligkeit bis dicht an den Zaun heran, hinter dem Sektör und Mäme wie die Beseffenen rasten, jauchte die Gegner an und karrierte dann schleunigst wieder zu seinen Schäfen zurück. Der humpelnde Alte grünte sich um, zog seine Mähe und beugte den Oberkörper wie zu einem verunglückten Kompliment. Auch nebenan hatte sich inzwischen ein Tor geöffnet: ein kleines Mädchen trieb sechs Gänse vor sich her, die hintereinander marschierten, zuletzt eine arme Franke, die einen gebrochenen Fingel nach schleipete. Aus einem der Schornsteine über den niedrigen, meist mit Stroh eingedeckten Dächern stieg eine Rauchwolke auf. Und wie auf Beratung begannen nun sämtliche Schornsteine zu rauschen, die einen wild und quahrig, die andern zarter, strömweise oder unter feinem Gefräusel, das sich rasch verflüchtete.

Tante Te piffte den Sunden und schritt den Hofweg zurück. Nun hatte sie jenseits des Hundes die Hausfront vor sich: die ganz von wildem Wein umhüllte Beranda vor dem Portal und rechts und links davon die bunte Fenster- augen des Parterregeschosses. Da stieg von neuem etwas wie ein inneres Schludgen in ihr auf: dies kleine Schlöschgen mit seinem hohen, gebrochenen Mansardenbache und seinen verwitterten Mauern war ihr zur Heimat geworden. Und von nun ab, auf dem kurzen Wege bis zum Hause, strafen ihre Augen überall auf verhätschelte Lieblinge: auf einen armfeligen Amor aus Sandstein, den sie mit Efeu umkleidet hatte, auf eine junge Blutsbude, die schon einmal erföhren schien, sich nun aber von neuem erschloh, auf eine eigenhändig gezimmerte Gartenbank aus Birkenholz, auf einen jungen Schneeballenbaum.

„Ach häh,“ sagte sie in einem Ton des Ingrimmes und Abwehrwillens und piffte wieder den Hund, die hinter einer gelben Kacke herjagten.

Die Kasmussen hatte auf der Beranda schon den bescheidenen Frühstücks gedeckt.

„Ma aber, gnädige Frau Gräfin,“ sagte sie und nickte dabei begrühend in den Anien ein, „warum denn so in aller Herrgottsfröhe? Immer noch wie die Züngste.“

„Man muß wenigstens so tun, Kasmussen, sonst verloben die andern. Aber es ist auch von wegen dem Briefe, der Sponholz gestern abend gebracht hat. Ich mußte ihn erst überschlagen, weil er allerhand Neues erzählt. Also — am Dienstag kommt der gnädige Herr.“

„Am Dienstag!“ ... Der Schürzenzipfel der Kasmussen glitt über die Augen.

„Bloß nicht heulen, Kasmussen — ich bleibe auch trocken wie ein Dörrapfel.“

Die Schärze fiel wieder. „Ob er mich nun wiedererkennt? Krusthahn Jahr hab' ich in Ober-Wittersdorf gesehen und länger als zehn ihn nicht zu Gesicht gekriegt. Das letzte Mal, ach, gnädige Frau Gräfin — na, ich sage schon lieber gar nichts.“

„Es ist auch besser, Kasmussen, was soll man denn noch viel sagen. Geföhliches ist geföhliches, und von einem Wieder-gutmachen wird auch keine Rede sein können. Nämlich, und bringt sich ein Kind mit.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfeiserl.

Erzählung von Ernst Murr.

(Nachdruck verboten.)

Seit es wärmer geworden, ist jeden Abend nach dem Beschlüssen der Simerl hinter seinem Hause auf der Höhe und schaut hinunter in den Bergbach, der vom Zinsenhof kommt.

Das Ugerl ärgert die Schauerer schon lange. Der Simerl ist ein kleiner Bergbauer, der sein kleines Gut allein bewirtschaftet, seit vor einem Jahr seine Mutter starb. Ein sauberer Mensch ist er. Dreißig Jahre alt. Aber er hat gar keine Schneid!

„Na ja,“ denkt die Ugerl, der er trotzdem recht gut gefällt, „da mir braucht er ja net viel Schneid — die Schneid hat' scho!“

Aber so viel Schneid sollte er doch haben, der Simerl, zu haß, die Schneid hat und recht gern ihre Schneid mit der haßigen zusammenlegen möchte, damit was Nützliches draus werden könnte.

Statt dessen schaut er alle Abend wie ein schmerzlicher Geißhof in den Zinsenbach hinunter.

„Dds haßt i immer aus — so a langweiliges Mannsbild!“ brummt 's Ugerl, schmeißt das Kopsfisch, an dem es genßt hat, in einen Winkel und geht vor's Haus.

„Wo geht denn dich?“ ruft ihr die Mutter nach.

„A bißl Luft schnapp'n!“ sagte das Dindl.

„A woß scho?“ denkt sich die Mutter, „nach wem d' schnappst. Der dumme Teiß hat ja soane Aug'n im Kopf für a faubers Madl, bloß für b' Rauch im Stall und b' Kartoffeln auf'm Acker und 'n Mist von der Gätt'n ... o mei!“

„Sie feufst so tief, daß ihr süßig Madchen vom Besridten unterdrückten, und schißt ein Stöckelger zur heiligen Gopoboda, zu der sie in Heilratsachen ein besonderes Vertrauen hat.“

Derweil ist das Ugerl mit ihrer Aufschnapperer gegenüber vom Simerl auf der anderen Seite vom Zinsenbach angekommen. Aber er merkt nix und hört's nicht einmal, wie sie einen kleinen Kriegt, als sei ihr ein Geußfroh in den Hals gelprungen.

„Du!“ sagt sie endlich.

„Jetzt schaut er auf. Erlaß Gott, Ugerl!“

„Erlaß b' Gott! Was suchst denn im Zinsenbach? Hast was 'nefall'n laß'n?“

„Ja, mei' Pfeiserl!“

„Sach Pfeiserl?“ Sie lacht hell auf. „Dds haßt d' ja im Mund!“

Da nimmt er's heraus und schaut sie traurig an. „Dds Pfeiserl moos' i mei. Schau, Ugerl, i moos' dds andere Pfeiserl, dds mir mei' Muatter selig her Wochen vor ihm Tod g'ehent hat. Dds is mir im Herbst da in'n Bach einig'fall'n. I moan' halt alleweil, i müßt's wieder drin lieg'n seh'n — schau, 's letzte Andenken von mein'm lieben guten Muatter!“

„A braver Bursh is er!“ denkt 's Ugerl und es wird ihr ganz stimmig vor den Augen.

„Dds Pfeiserl,“ sagte sie laut, „hat ja der Bach längst davon tragen. Was soll denn dds no' da brunt lieg'n und auf amal wieder zum Wasser'n komma? Simerl, du plantst ja.“

„Es gibt Wunder,“ antwortete er tiefernt.

„Ja, meint sie, Wunder gibt's scho — aber net weg'n so an dummen Pfeiserl!“

Da schaut ihr der Simerl sehr ernst ins Gesicht. „Ugerl!“ sagt er mit einer ganz anderen Stimme als sonst, mit einer ruhigen und sicheren Mannesstimme. „A Pfeiserl, das ma' von sel'm Muatter hat, is nämams a dumms Pfeiserl und weg'n so an Pfeiserl kann's a Wunder geb'n.“

Das Ugerl wird glührot wie die Zinsenstockaden droben im Sonnenhahn. „So hab' 's ja net g'moant,“ stottert sie und schüttelt die Augen nieder. Herrgott, der Simerl hat doch ein bißl eine Schneid — wenigstens für sein Muatterl und ihr Pfeiserl. „Dess' mi net bss' sei!“ wispert sie.

„I bin bei net net bss'“, sagt der junge Bauer und hat wieder seine alte tiefe träumerische Stimme. „Warum soll i dir denn bss' sei?“ — „Wißt ja ja a faubers' liabs Dindl!“ häßt er am Heßten belgeißt. Das hat er aber nicht rausgebracht.

„Jes'!“ schreit das Ugerl, weil er gar nimmer aus seinem Gedanken sich herausfindet, auf einmal laut und benut sich über den Bach herein.

„Was is' denn?“ jagt er auf. „Haßt 's Pfeiserl ge'seh'n?“

„Na!“ lacht sie. „Da schau! Der Mond is in'n Zinsenbach 'sfallen und zappel dein.“

„O je!“ sagt er enttäuscht. „I hab' scho g'moant, da häßt' mei' Pfeiserl g'unden.“

„Aber was soll denn grad i 's Pfeiserl finden?“ fragt sie ein bißl belangen. „Dds g'öder ja a Wunder dazu.“

„I moaner“ — antwortet er. „Du lönnst' bielleicht a Wunder g'ammbringa.“

„So a ständhaste Ned!“ murmelt sie und wird wieder glühend rot.

Dann schauen sie alle zwei voller Eifer dem Mond an, der in den Zinsenbach gefallen ist und da drin zappel und auf jeder einzelnen Welle hin und her schaukelt. Das dauert so eine geschlagene halbe Stunde. Drauf geht sie mit einem stillen Gruß auseinander und in tiefen Gedanken heim, wie wenn sie einander her weiß was Geföhliches sagt hätten und darüber nachzudenken müßten.

„Wo“, sagt die Mutter vom Ugerl, „lang bist d' ausgehen mit deiner Schnapperer. Hast d' denn was Nützliches derghappt?“

„Na!“ meint 's Ugerl und wird wieder glühend dabei. „Schau! Schau!“ denkt sich die Mutter. „Ddsmal hat's wirtl' was derghappt. Da hoßt's aufpassen.“

Das Ugerl aber freit den ganzen Tag und die ganze Nacht die spähige Rede vom Simerl wegen dem Wunder 'rum, das sie zusammenbringen soll. Weil sie aber nicht weiß, wie sie ein Wunder zusammenbringt, und weil das offenbar der Simerl besser versteht als sie, bleibt ihr nichts anderes übrig, als daß sie am nächsten Abend wieder zum Zinsenbach 'nausgeht und schaut, was der Simerl weiter brüber zu sagen hat.

„Aha,“ nickt die Mutter, „schnappst d' scho wieder?“

Da rennt sie davon, wie wenn sie geföhren hätte, und erst droben, als sie den Simerl sieht, verschaukt sie; nachher grüßt sie ihn — und drauf grüßt er sie — dann schauen sie wieder mit einander den Mond an, der noch alleweil im Zinsenbach zappel — und dahingehend hinein reden sie wie und da ein paar Worte vom Feld und vom Wald und von allerhand ...

Aber wegen dem Pfeiserl und wegen dem Wunder will sich der Simerl nicht näher auslassen, so daß sie nicht anders übrig bleibt, als daß das Ugerl am nächsten Abend wieder 'nausgeht zum Zinsenbach.

„Hast d' 'n no' net derghappt?“ brummt die Mutter hinter ihr drein und lacht.

So geht die Geschichte zwei drei Wochen fort. Der Simerl paßt den ganzen Tag auf den Abend und das Ugerl paßt auch und sehr notwendig haben sie's am Zinsenbach mit der Wandguderer, sogar dann noch, als er inzwischen Neumond geworden und gar kein Mond im Bach weis zappel, sie aber haben geföhnt und genßt, ob er vielleicht ein bißl weiter hinuntergeschwommen ist. Dabei ist auf einmal eine kleine Brücke gekommen und rasch war der Simerl über dem Brückel drüber und hat das Ugerl bei der Hand gehobt und so — Hand in Hand — sind sie mit einander in den Bach gegangen, durch den der Bach fließ.

„Aha!“ denkt 's Ugerl. „Jetzt will er mir soogn, wie ma' a Wunder g'ammbringt!“

Im Wald haben sie sich hingelegt ganz am Wasser. „Jes'!“ schreit das Ugerl auf einmal, „s' erst' Weigerl!“ und blüht sich.

„Holl!“ sagt der Simerl. „Bei ausreiß'n! Ausgrogen — mein' Muatterl sein Grab!“

Dabei legt er ganz still den Arm um 's Ugerl. Sie grübt und grübt mit ihren kleinen festen Fingern ...

„Ja, was is denn dds?“ murmelt sie auf einmal.

„Was denn, Ugerl? Was denn?“

Sie grübt, hebt was 'raus und schaut bald den Simerl an, bald das Pfeiserl. Das Pfeiserl hat der Bach lust da hergetragen und just aus dem Pfeiserl 'raus ist das erste Belgerl gewachsen.

„Siehst!“ sagt der Simerl. „Sagt haßt d' nicht, o Wunder g'ammbringt!“

Die Mutter aber schmunzelt, als sie die zwei so miteinander dafterkommen sieht, und sagt: „I dan' dir 'schö, Sanft Genadeva. Sagt hat f'n endl' do' derghappt.“ ...

Die Durstkur.

Jetzt, mitten im Sommer, von einer Durstkur zu sprechen, erscheint reichlich schalot am Platze. um des muß es sein

